

Birgit Birnbacher

Der Schrank

1

Das ist nicht viel, aber es könnte weniger sein. Was der Beobachter sieht, als er auf die Haustür zugeht: Dieser Rasen ist keine Wiese, aber dort und da fliegt ein Tier. Das Waschbetonquadrat, auf das der Typ vom Haus gegenüber manchmal seine Lebensmittel kippt, ist sauber vom kürzlichen Gewitter. Mit diesem Hof hat es einmal jemand gut gemeint, auch die Aufschrift auf der Fassade bezeugt es: *Die Reitkunst war hier einst eine sehr beliebte Sportart*. Der Beobachter steht allein da, er weiß nicht, dass ich ihm von oben zuschaue. Viele der kleinen Küchen- und Flurfenster sind wegen der Hitze geöffnet, manche sind mit ausgebleichten Tüchern abgehängt, einige mit Folie blindgeklebt. Von irgendwo ist ein Fernseher zu hören, es ist windstill, kurz nach Mittag, Hochsommer. *Jahrhundertsommer*, schreiben die Zeitungen, und in der Blumenkiste, außen an der straßenseitigen Loggia der Beckmann, verdorren gelbe und violette Stiefmütterchen zu Stängeln. Unten vorm Supermarkt verfangen sich hellrote Fetzen von Gratisplastiksäcken in der staubigen Linde. Eines wird dem Beobachter in der Sohle seines Schuhs hängen geblieben sein, im Stiegenhaus liegt es später auf den Stufen zwischen zweitem und drittem Stock. In den Tagen nach seinem Erstbesuch gehe ich ein, zwei, schließlich drei Mal daran vorbei. Beim vierten Mal ist es fort.

Es riecht nicht gut, das wird er jetzt schon bemerkt haben, aber wer weiß, wie es im Lift gewesen wäre. Ein kurzes Verschnaufen im dritten Stock, da treibt es ihm richtig den Schweiß aus den Poren. Auch er wird das Übliche denken: Eine andere Jacke hätte er nehmen sollen, gar keine, und was wäre an offenen Schuhen wirklich so schlimm gewesen? Zumindest das weiß er schon: Die Straßenreinigung fährt anderswo, im Festspielbezirk. Durchgeschwitzt und mit geschwollenen Füßen wird er ankommen im vierten Stock, Stiege 16. Am winzigen Fenster zum Hof hinaus noch einmal nach Luft schnappen, dann überlegen, wo er klingeln soll. Rechts bei der Beckmann, Mitte links beim Berlacovic oder links, bei mir. Die Übergangsresidenz zwischen Beckmann und Berlacovic ist unbewohnt, einen Buchstaben in der Dokumentation des Beobachters kriegt sie trotzdem. M, N, O und P heißen wir später, jeder Teilnehmer bekommt eine Excel-Datei. Das Institut aus der Hauptstadt betreibe eine Langzeitstudie über *Lebensverhältnisse und Neue Arbeit*. Insbesondere interessiere man sich für Arbeit,

die nicht zur Vollversicherung reicht, zum Beispiel selbstständige Arbeit mit Niedrigverdienst, mitmachen dürfe aber jeder. Unter bestimmten Umständen zähle sogar keine Arbeit als Neue Arbeit, das wird in dem Anschreiben nicht weiter erklärt. Man suche Teilnehmer aus nicht gentrifizierten Stadtgebieten, die an einer mindestens zweijährigen Zusammenarbeit in drei Untersuchungsphasen interessiert seien. Phase 1: Sozialleben in Zahlen. Phase 2: Interviews. Phase 3: Auswertung. Den Abschlussbericht erhalte jeder persönlich per Post. Ich stelle mir vor, wie ich darin P85w heiße und was über mich verzeichnet ist: 23 bis 25 Zigaretten pro Tag, 1 Küchenklapptisch, 1 Stuhl. Eine nicht zu beschönigende 0 in der Rubrik *Besuche* zwischen Juni und September.

Wegen des Schrank, der hier plötzlich herumsteht, sieht er den Müllsack in meiner Hand nicht, und sofort bin ich enttarnt als eine, die hinter der Tür gewartet hat. „Hier steht ein Schrank“, stellt der Beobachter fest, ein höflicher Mensch, aber nur um mir die Hand zu reichen, wird er jetzt nicht anfangen zu turnen. Auch ich strecke meine Hand nicht aus, wir schauen einander an. Blousonjacke, taubenblau, nassblau die Nähte. Unter dem Vier- oder Fünftagebart hat er unreine Haut, das Bad im Pensionszimmer wird schlecht beleuchtet sein. Ich stehe ein bisschen aufrechter als normal, merke, dass jetzt der Moment wäre, etwas Geschliffenes zu sagen, sage aber nur: „Stimmt.“ Dann nicken wir dankbar das hüfthohe Möbelstück an und tun so, als wäre nicht ohnehin klar, dass es mir nicht gehört. Kirschholz wahrscheinlich, geschwungene Füßchen, zwei Türen, eine Oberfläche, die man sicher spezialbehandeln muss: Der Schrank ist die möbelgewordene Operndiva, steht da und zieht kein Stück weit den Bauch ein. Jeder, der jetzt noch rein oder raus will, muss sich an ihm vorbeischieben, seitwärts, ein kleiner Tanz.

Lange dauert es nicht, bis auch die Beckmann und der Berlacovic in ihren offenen Türen stehen. Wahrscheinlich merkt der Beobachter schon an dem blauen Aquariumlicht, dass der Berlacovic einer ist, der die Weltöffentlichkeit, wie er sagt, meidet. Weiter als bis zum Postkasten geht er nicht mehr. Für den dreckgoldenen Jetta hat er einen Dauerparkplatz vor dem Haus. In regelmäßigen Abständen sehe ich nach dem Auto, dafür darf ich ab und zu fahren. Bisher gab es nur einmal etwas zu berichten, ein feiner Niveauunterschied, ein kleines Problem mit dem Reifendruck.

Der Beobachter wischt sich den Schweiß mit einem Papierhandtuch ab. Jeder bekommt einmal die Hand, jetzt also doch, zu mir ist es am weitesten. Als klar ist, dass

der Schrank auch ihnen nicht gehört, stellt die Beckmann fest, dass das feuerpolizeilich so bestimmt nicht geht, und der Berlacovic, das sei eine unrechtmäßige Ablagerung. Erstens das, sagt die Beckmann, und zweitens, die Sicherheit generell. Wohnungsbrände, Fluchtwege und Alter, jeden Tag könne man lesen, wie das endet, und ob man das Ding denn nicht wenigstens zur Seite schieben könne. Da wollen sie ihn anheben, die Beckmann zwar theoretischer als der Berlacovic, aber doch, bis der Beobachter abwinkt: Nicht, er müsse ohnehin erst später hinein zu uns, jetzt stehe er erstmal nur herum und mache hier und da einen Strich in sein Heft. Dann schieben wir ihn wenigstens ein bisschen weiter zu Ihnen hinüber, sagt die Beckmann mit Blick zu mir. Sie sind immerhin, sie mustert mich eine Weile, dann sagt sie: jung, und ich komm so im Notfall aus der Wohnung. Ja, sage ich und packe mit an, klar komm ich da drüber, das ist doch bloß ein Eck.

Als wir fertig sind, sagt der Beobachter noch, er werde sich erstmal überwiegend im Hof aufhalten. Mir fällt sofort wieder der Mann vom Paketdienst ein, so lange ist das nicht her, und es ist, als würde auch der Beobachter an ihn denken. Denn nun erklärt er, dass er aus den Medien auf unser Haus aufmerksam geworden sei, auf diese Gegend. Über den Fall hätten sie ja berichtet, den angeblichen Kollaps. Wahrscheinlich war es nur wegen des Einsatzfahrzeugs, dass es für einen Fünfzeiler in der Zeitung gereicht hat. Den Mann im Hof, meinen Sie, fragt der Berlacovic, der Beobachter nickt, den in der Wiese, sage ich, in unserem Abstandsgrün, sagt die Beckmann. Ob jemand mehr wisse über ihn, fragt der Beobachter, und ich sage, naja, wissen. Ein Hitzekollaps war das jedenfalls nicht, der ist nicht einfach zusammengeklappt. Wohl ist er das, sagt der Berlacovic, gelegen ist er schon, sagt die Beckmann. Gefallen ist er nicht, sage ich, er hat sich hingelegt. Der konnte nicht mehr. Nicht mehr was? Einen Schritt gehen, sage ich, über das hinausdenken, was gerade passiert. Wir schweigen eine Weile. So etwas gibt es, sagt der Beobachter, schaut von einem zum andern und schließlich wieder zu mir. Das gibt es oft, sage ich, sagte der Notarzt, alle Tage gibt es das, dass einer nicht mehr kann.

Ich überlege, wie lange ich vor dem Beobachter noch so tun kann, als sei ich in Wirklichkeit das einzige Missverständnis hier. Die, bei der ja noch was kommt. Die hier nur wartet. Ich stelle mir vor, wie der Beobachter in Erwägung zieht, mich später einmal wiederzusehen, unter anderen Umständen. Wie er gleich unten zum *Billa* geht, weil er Durst hat. Wo die meisten hosentaschengroße Flaschen Hochprozentiges kaufen und die Milchpackungen klebrig sind, sich Brösel und Spinnen in den Ecken

der Vitrinen sammeln. Wo das Personal mit einer zweckmäßig abgrenzenden Überheblichkeit durch den Mund atmet und zwischen den Kassiervorgängen das Band abwischt, nachdem es die Schnäpse über den Scanner gezogen hat. Ich stelle mir vor, wie er sich höflich nickend an der Kassenschlange vorbeidrückt, weil er das mit dem Cola doch lieber bleiben lässt. Inzwischen verabschiedet der Beobachter sich wirklich von uns, streckt auch mir wieder, Handschlag, die Seine entgegen, aber diesmal vorsichtig und kurz, als würde er nicht rütteln wollen.

2

Als der Beobachter wiederkommt, ist die Sache mit dem Schrank noch ungelöst. Niemand fühlt sich zuständig, niemandem gehört er. Immer öfter fällt das Wort *Gemeinschaftskosten*, von Klaviertransport und Flohmarkt ist die Rede, dann machen doch alle wieder die Türen zu und hoffen, dass es sich von selbst erledigt. Der Beobachter hat sich vorbeigezwängt. Er sitzt in meiner Zwei-mal-zwei-Meter-Küche, hält seinen Fragebogen mit beiden Händen und schaut sich kein einziges Mal um. Das ist höflich gemeint, das hat er sich so vorgenommen, und ich rechne ihm das an. Aber dann übertreibt er es, sodass ich wirklich beginne, mich zu fragen, was genau daran so schwierig gewesen wäre, damals im Baumarkt den zweiten Klappstuhl auch noch zu nehmen. So sitze ich eben auf der Fensterbank und bemühe mich wenigstens, den Rauch meiner Zigarette durch das gekippte Fenster hinauszublasen. Heute gehe es um meinen Lebenslauf, sagt er, breitet seine Unterlagen aus, schaltet das Diktiergerät ein. Um diesen und um meinen Alltag und Privatkontakt.

Ich sage, Matura, und die drei Wörter für Auslandspraktikum, die ich kenne. Ich sage, Bachelor Philosophie, zeige ihm den Versicherungsbescheid, auf dem steht, dass ich Neue Selbstständige bin. Lange konnte ich mir nie merken, ob es *neu* oder *frei* heißt, jetzt mache ich das schon drei Jahre und weiß sicher, es heißt *neu*. Auf die Frage nach dem Haupteinkommen sage ich, mobile Inventuren, das könne er sich so vorstellen: ein Mensch, ein Stuhl, ein Datenhaufen. Ein bisschen wie bei Ihnen, sage ich, aber er lächelt erst spät. Außerdem Kartonbestückung im Elektroniklager, ebenfalls unterhalb der Geringfügigkeitsgrenze. Das mit dem Laienjournalismus versuche ich so zu verpacken, dass es nach mehr klingt als *Soll sie halt ein Artikelchen schreiben*. Muss

eben alles immer mini sein, sage ich, damit in der Mitte ein Platz bleibt. Wofür denn, fragt er. Falls auf einmal was kommt, sage ich, die Geschichte. Welche Geschichte denn, fragt er. Die große, sage ich. Die große, sagt er. Von der man so träumt. Er schaut mich mit dem Gesicht eines Menschen an, der nur ungern schlechte Nachrichten überbringt. Sie träumen, sagt er dann.

Zur Vortäuschung eines Privatlebens erzähle ich vom Studium und von den drei einzigen dauerhaften Kommilitonen, die dann auch mit mir abgeschlossen haben. Dass der eine mir das Kamerastudium an der Filmakademie Stuttgart eingeredet und mich nach einigen erfolglosen Versuchen zum Schreiben zurückgebracht hat, weil er ein einziges Mal im Suff meinte, geiler Text. Dann aber hatte er doch nur zwei Bier zu viel, um sich überhaupt erinnern zu können, jemals was gelesen zu haben. Als ich das beklagte, nervte ihn alles sehr schnell. Überhaupt wisse man bei mir nie, rede man jetzt mit mir oder mit einem Text, das sei schräg, sagte er. Er, der seinen Zuspruch von damals später auf eine nicht heilen wollende Auspuffwunde aus Südostasien schob. Diese habe eine persönlichkeitsverändernde Empfänglichkeit in ihm bewirkt. Das ewige Eitern und Pochen im Bein habe ihn zu dieser Zeit offen gemacht für bestimmte *Vibes*, sagte er, erzähle ich, aber in Wahrheit hatte es natürlich nichts mit dem Bein und den *Vibes* zu tun, sondern mit einer Lola von der Neuen Musik, und so saß ich dann wirklich sehr abgemeldet die letzten Monate in Stuttgart herum. Ich versuche ein Lachen, aber im Gesicht des Beobachters regt sich nichts.

Danach bin ich eben zurück hierher und habe begonnen, für Zeitschriften zu schreiben, wo es egal war, dass ich eigentlich nichts Einschlägiges vorzuweisen hatte. *Kräuter 2.0* hieß die eine und die andere *Zuhause im Glück*. Das machte mir nichts, und ich hatte Zeit, denn hier in der Stadt waren alle von früher weg. Einige direkt von der Mensa im Mozarteum herausentdeckt und jetzt auf mittleren Bühnen in Deutschland. Sogar der mit der Plastikpistole hatte ein Fixengagement, und ein anderer, der mit dem *Mezzo Mix*, hat immerhin einen Roman geschrieben, den man mit einigem Bemühen als beachtet bezeichnen kann. Ich verbrachte den Sommer auf WG-Sofas, verfasste Texte über Gartenkräuter und jobbte bei den Festspielen, wo es zum Kartenbüro nicht reichte, weil es zum Kartenbüro frühestens nach vier Jahren reicht. Ich schleppte also Kisten und trug Wasser, in Summe alles kein großer Spaß. Das war der Sommer nach meiner Rückkehr, dann war ich eben wieder da.

Er lässt das Band laufen, macht sich ab und zu eine Notiz, höchstens ein Wort oder zwei. Ich kann nie eines lesen. Am Ende des Interviews sitzen wir da und schweigen,

er mehr als ich. Als er mit allen Punkten durch ist, fragt er, ob er noch einen Blick aus dem Fenster werfen dürfe. Klar, sage ich und mache erst Platz, als ich merke, dass er wartet. Dann lehne ich in der Tür, und er schaut eine Weile in den Hof. Dieser Mann, sagt er, dieser Lieferant, ob ich ihm berichten könne von ihm. Ich zucke mit den Schultern, frage, ob das denn auch sein Gegenstand sei. Ja, sagt er, genau genommen sei das so etwas wie der Kern seines Gegenstands, zumindest wenn es sich so zugetragen habe, wie er glaubt. Dass er aus dem Irak stammte, sage ich, zwei Kinder, eine Frau, vier Jahre Sechzig-Stunden-Wochen für den Paketdienst *OTS*. Ja, schon, sagt der Beobachter, aber ob ich ihm erzählen wolle, was passiert sei. Was wir geredet hätten. Ob es richtig sei, dass ich ihn habe einweisen lassen.

3

Jetzt bist du sechsunddreißig, sagt meine Mutter am Telefon, was gibt es Neues. Zwischen zwei Lungenzügen gebe ich ein Kurzupdate und nenne einen Mannschaftsfototermin beim neu gegründeten Baseballclub letzte Woche meine erste größere Sportgeschichte. In einem Langsam-beginnt-es-zu-laufen-Ton erzähle ich außerdem vom Beobachter als einem Sozialforscher aus der Hauptstadt, und dass ich Teilnehmerin einer Studie über Lebensverhältnisse bin. Ich stelle mir meine Mutter vor, wie sie in ihrer Wohnung sitzt, Obere Donaustraße, Zweiter Wiener Gemeindebezirk, doppelseitige Hoflage. Wie sie mit dem Fuß in der Feinstrumpfhose über die Echtledersohle des Lackpantoffels fährt und sehr tief schnauft, als sie sagt, das sei ja wie im Privatfernsehen, und was dieser Mann später einmal arbeiten wolle. Dann grätscht sie mir aber gleich in meine Antwort, dass ihr Anruf eigentlich einen ganz anderen Zweck habe. An dieser Stelle werden wir zum Glück unterbrochen, weil draußen vor meiner Tür was ist. Ich sage, Mutter, ich muss, da draußen ist was, und sie sagt, was du immer alles musst.

Es ist der Berlacovic, der mit dem Wischmopp in seiner Tür steht, und die Beckmann, die vorwurfsvoll gegen den Schrank klopft. Seit der Sache mit dem Lift haben wir die Hausbetreuungsfirma nicht mehr, jetzt wischen wir unser Stiegenhaus selbst. Das heißt, der Berlacovic wischt und bekommt von jedem von uns elffünfzig im Monat. Nun kann hier wegen des Schrankes nicht geputzt werden, sagt er und stemmt die Hand in die Hüfte. Die Beckmann hat eines der Türchen aufgezogen und zeigt mir das Paar

Chelsea Boots, das auf der untersten Ablage steht. Frauenschuhe, stellt der Berlacovic fest und sagt in meine Richtung, das sind aber Ihre, Sie hab ich doch mal mit sowas gesehen. Das ist Jahre her, verteidige ich mich, außerdem waren die geliehen, und jetzt schüttelt auch die Beckmann entschieden den Kopf, also *mich* habe sie bestimmt noch nie in solchen Schuhen gesehen. Aber langsam, sagt sie weiter und wendet sich wieder dem Schrank zu, müsse das gute Stück doch von jemandem vermisst werden, das sei ja eigenartig, dass es niemandem fehle. Und lästig sei es auch, sagt der Berlacovic, weil man es nicht einmal irgendwo hineinschieben könne, weil es so, wie es da steht, nicht durch die Tür passt. Schade, denn eigentlich sei das ja ein hübscher Kasten. Kasten, sagt die Beckmann, das ist ein Biedermeierschränkchen. Biedermeier, sagt der Berlacovic zärtlich, ein Schimmer blauen Lichts in seinem Rücken. Als er sieht, dass ich schaue, zieht er die offene Tür zu sich heran und fährt fort, dass er schon weiß, wer uns das eingebrockt hat: die Neuen! Welche Neuen, frage ich, die Neuen, sagt er, die er letztens habe kommen sehen, spätnachts. So geht das aber nicht, sagt die Beckmann, so etwas einfach hinstellen und auch noch mitten in die Mitte. Der Besitzer, sage ich, wird sich bestimmt finden, und der wird den dann schon wegbringen, zerlegen und wieder aufbauen, wo er eben hingehört. Zerlegen, sagt die Beckmann, das ist doch kein Ikea-Regal, so etwas kann man nicht einfach auseinanderschrauben und zu Teilen machen, das ist *verzapft*, sagt sie und grätscht die Finger ineinander, verzapft und geleimt. So oder so, sage ich, es wird sich klären, in den Hof stellen, wo er geklaut wird, ist auch schade. Schade schon, sagt die Beckmann, aber gehen tut das so nicht, und schaut den Berlacovic an, der sein zusammengefaltetes Stofftaschentuch in die Hosentasche zurückschiebt. Mit ein bisschen gutem Willen kann man da schon unten durchwischen, sage ich, und der Berlacovic zieht unter dieser Zumutung zwar die Augenbrauen hoch, reicht mir den Wischmopp dann aber doch nicht in die ausgestreckte Hand.

Das Paar stellt sich am nächsten Tag als Mirko und Ines vor, sie hätten gerade noch was bekommen für die Festspielzeit. Beide Duftwolke, sie French Manicure und Lächeln, er glänzender Herrenschuh und Blick auf die Uhr. Zwei Lebensbomben sind das und schauen jetzt ein bisschen betreten in unsere Gesichter. Er erklärt sehr freundlich, dass sie über den Sommer hier sind, eine Pause brauchen, Seitenblick zu ihr, längere Geschichte, sagt sie. Wieder das Lächeln, und dann hält sie mir ein weißes, quadratisches Kuvert hin, das habe sie sich erlaubt, das fällt sonst unten raus, der Briefkasten ist voll. Ja, sage ich, danke, und steige auf dem Vorzimmerlinoleumboden

von einem Fuß auf den anderen. Klar könnte man den mal wieder wischen, aber deswegen muss niemand heulen. Und auch sonst: Das ist nur ein Paar, das heute ins Theater geht, *Endspiel* in der Premiere, und zwei Rücken, die jetzt eine Treppe hinabgaloppieren. Das ist nur eine Tür, die sich hinter ihnen schließt.

Ein paar Tage geht jeder seinen Aufgaben nach. Der Beobachter ist fürs Erste fertig mit uns, jetzt will er alles transkribieren und auswerten, in einem Jahr kommt er wieder und dann noch einmal. Ich fahre ins Waldviertel, um meine Cousine, die sich dort einen Anhänger zum Biobauernhof mit eigenem Kanalanschluss umgebaut hat, für *Autark leben heute* zu porträtieren. Der Berlacovic lässt ein Aquarium am Balkon trocknen, die Neuen besuchen weiter Premieren, und die Beckmann entsorgt die Stiefmütterchen in den Tonnen, die wir uns mit der 24-Stunden-Tankstelle teilen.

An einem Samstagabend höre ich draußen jemanden, es ist die Beckmann, die kleine Porzellanvasen in den Schrank räumt. Oben drauf hat sie eine winzige Topfrose auf eine Zierdecke gestellt. Jetzt, wo er schon mal da ist, sagt sie, da kann man ihn auch nutzen, die Dinge haben ja einen Wert. Mit denen vom fünften und sechsten Stock habe sie gesprochen, die fahren ohnehin fast immer Lift. Jetzt teilen wir ihn erst einmal, sagt die Beckmann in einem Ton, der sie jünger erscheinen lässt. So einen Zopf hat sie sich gedreht, und auf einmal kann ich sie mir vorstellen, wie sie früher einmal mit einem Mann ein Haus eingerichtet hat. Wir haben alle so kleine Zimmer, sagt sie, und jeder hat doch Dinge herumstehen, die er gar nicht braucht. Verlängerungskabel, sagt der Berlacovic, der jetzt auch in der Tür steht, Vorräte. Schuhe, sage ich und lächle ihn an. Wieso denn nicht, sagt die Beckmann und klopft sich imaginären Staub von den Handflächen, jetzt steht er ja schon da.

Als ich später an der Dreitausend-Zeichen-Kanalgeschichte arbeite und zum Rauchen in der Küche sitze, klingelt es. Es ist Ines, die Vieles dabei habe, aber einen richtig starken Klebstoff leider nicht. Ich gehe in die Küche zurück und krame in der Schublade herum, während sie in einem Schuh vor der Tür steht, den anderen hat sie abgestreift. Ich finde eine fast leergedrückte Tube Superkleber, die gebe ich ihr. Sie balanciert auf einem Bein in einem teuren, gemusterten Strumpf. Nachdem sie den Schuh mit der abgelösten Sohle aufgehoben hat, versucht sie, den Kleber zu verteilen. Sie schwankt, ich stütze sie, sie lächelt. Schon eingelebt, frage ich, sie nickt. Für sie müsse es nicht immer *Four Seasons* sein. In einem früheren Leben sei sie Sozialarbeiterin gewesen, bald schon werde sie Wohnungen vermitteln. Zweizimmer, Dreizimmer, alles im mittleren Segment. Danke, sie reicht mir die Tube zurück,

wirklich sehr freundlich von dir, und erst als sie mich duzt und den Schuh wieder hinstellt, fällt mir auf, dass wir wahrscheinlich ungefähr im selben Alter sind.

Als ich die Tür hinter ihr schließe, denke ich zum ersten Mal wieder an den Brief, den Ines mir von unten mitgenommen hat. Krame ihn unter den Zeitungen am Garderobenschrank hervor und reiße ihn auf. Es ist eine Geburtstagskarte, vorne drauf eine 36 aus Blumen mit Goldrand. Im Dunkeln lese ich.

4

Mein liebes Kind, Steadygo nennt sich dieses Service, Privatpersonen nehmen einem was mit. Das wirst Du nicht kennen, es ist feinster Biedermeier. Ein Stück für die Ewigkeit. Die Herren, die es Dir bringen, sind Studenten (Mathematik und Physik), ich habe ihnen Grüße aufgetragen. Beahlt ist für einen Service bis vor die Tür. Pass gut auf Dich auf. Sei glücklich! Herzlich, Mutter

Ich dämpfe die Zigarette aus, während irgendwo draußen ein Licht an- und wieder ausgeht. Noch einmal an und wieder aus. Dann öffne ich sehr leise die Wohnungstür und gehe barfuß hinaus ins Treppenhaus. Der Schrank glänzt in der Dunkelheit, nur das grüne Notlicht spiegelt sich in der Oberfläche.

Ich stehe da und schaue in den Hof, stelle mir vor, wie ein Jahr vorbei ist, der Beobachter im taghellen Licht vor meiner geschlossenen Tür steht und nichts spürt als einen Kopfschmerz, für den er mir die Schuld gibt. Später wird er ein Aspirin in einem Glas Wasser auflösen und überlegen, wie er mein Verschwinden verzeichnen, wo er mich vermuten soll. Vielleicht von Ines vermittelt ins mittlere Segment, Kollegenfreundschaften und Adriaausflüge, Achtunddreißigeinhalb-Stunden-Wochen und eine Armbanduhr, auf der man regelmäßig Countdowns überprüft. Aber so geht die Geschichte nicht, und das weiß der Beobachter. Dazu braucht er mich nicht oder dass ich ihm von dem Lieferanten erzähle, davon, wie schnell sich das Gras wieder aufrichtet in einem Abdruck im Hof. Der Beobachter weiß, wer einmal liegt, steht nicht so leicht wieder auf, und dass es egal ist, von welcher Seite er fällt.

Ich stelle mir vor, wie ich zu den *Steadygo*-Studenten sage, bringen Sie mich hierhin oder dorthin, die Dunkelheit und der Regen machen mir nichts aus. Wie ich ganz ruhig bin auf der Fahrt, während mir einfällt, was ich über den Lieferanten gedacht habe: Mich einfach so hinlegen, das könnte ich nicht. Mein Pullover ist dunkel, aber ich trage

keine Uniform in Schwarz, und nirgends steht in gelben Lettern *OTS* auf mir, *On the Spot*. Das war nur irgendein Kerl, der muss, was ich nicht will, und jetzt bin ich sogar zu müde, mich dafür zu schämen. Ich stelle mir vor, wie ich sage, da vorne wäre gut, der Eingang einer Sportanlage. Stellen Sie den Schrank dort ins Gras, das ist ein stramm gemähtes Spielfeld, und gutes Trinkgeld für einen guten Platz. Nun schauen Sie nicht so, oder doch, schauen Sie bitte immer wieder so, Ihre Solidarität wird andernorts noch gebraucht. Und jetzt fahren Sie, bitte, diese Innenfächer trete ich allein heraus, das ist gar nicht so schwer. Wie ich mich ducke und hoffe, dass mich niemand sieht auf diesem Feld, und vorsichtig hineinkrieche. Den Rücken gegen die Wand, das Gewicht aufs Becken, die Beine hinterher. Erst die eine Tür zuziehen, draußen ist es genauso dunkel wie drin, dann die zweite. Ein Licht wäre gut, aber was würde ich schon sehen? Und ich rühre mich ja nicht. Eine Weile hier liegen und atmen, mehr nicht. Es ist gar nicht so klein.

Ich stelle mir vor, wie ich im Abschlussbericht des Beobachters vorkomme als die Frau, die in den Schrank gekrochen ist. Kein Wort von der Ewigkeit, die es gedauert hat, bis mich der Mann von der Sicherheitsfirma fand. Mit der Taschenlampe außen gegen die Tür klopfte: einmal, die Angst vor einem Tier, zweimal, der weiß, dass ich da drin bin. Der klopft, weil er sicher ist, jemand lebt in diesem Schrank. Wie er ruft, Frau, gute Frau, kommen Sie da raus, kommen Sie doch, sonst mache ich auf. Möchten Sie, dass ich öffne, würde der Mann rufen und öffnen. Hereinleuchten, fragen, was machen Sie hier? Hereingreifen, mir an den Arm fassen, mich anschauen. Erschrecken, weil ich so normal aussehe, nach Tochter, Nichte, Nachbarskind. Weil ich jeder sein könnte. Und ich würde erschrecken darüber, dass er davor erschrickt. Aber dann würden wir uns fangen und einsehen: Das ist verzeichnungspflichtig, aber niemand ist verletzt. Er würde fragen, ob ich möchte, dass er jemanden anruft, und ich würde sagen, nein. Nein. Ich möchte singen.